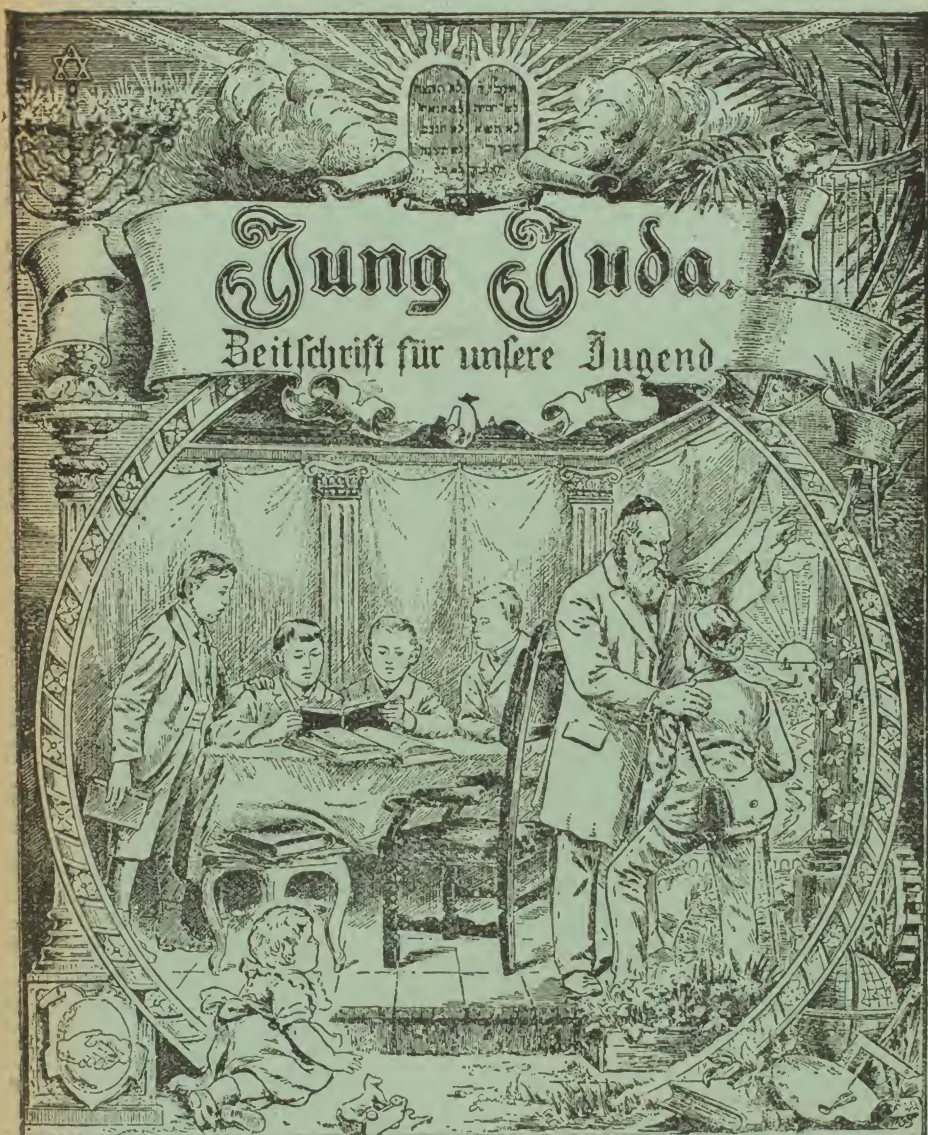


Ferien-Doppel-Nummer.

Das Behalten der ersten drei Nummern bedingt das Abonnement.



XI. Jahrgang.
Prag, 8. Juli 1910.
(I. Thamus 5670.)
Nr. 14–15.

Herausgeber und für die Redaktion verantwortlich: **Filipp Lehenhart.**
Redaktion und Administration: Prag, Stefansgasse Nr. 630, II. Stod.

Kalendarium.

Samstag, den 9. Juli חקת

Inhalt des Wochenabschnittes:

Reinigungsgesetze. Der Tod Mirjams. Wassernot. Moses schlägt auf den Felsen, woraus aus demselben Wasser hervorquillt. Moses erbittet den Durchzug des Volkes durch das Edomiterland, doch Edom verweigert es ihm. Tod Ahrons. Sychon verweigert den erbetenen Durchzug durch sein Land; derselbe wird mit Gewalt gezwungen, wobei Sychon, der Emoritenkönig besiegt wird.

Samstag, den 16. Juli בלק

Inhalt des Wochenabschnittes:

Das was dieser Wochenabschnitt enthält, spielt bis auf den kurzen Schluß außerhalb des Lagers der Kinder Israels. Balak, der Sohn Zipors, König über Moab, fürchtete die Kinder Israels, die sieghaft vordringen und alles, was sich ihrem Ziele hindernd entgegenstellt, niederzuringen und sendet Boten zu Bileam, dieser soll die Eindringlinge verwünschen, denn es heißt von ihm, daß seine Worte, ob sie fluchen oder segnen, in Erfüllung gehen.

Dieser weigert sich zunächst, folgt jedoch auf wiederholtes Bitten der Einladung Balaks, doch segnet er statt zu fluchen, so gebot es ihm der Allmächtige, dessen Bekenner er ist. Er tat es mit so erhebenden Worten, daß einen Teil derselben wir noch heute beim Betreten unserer Gotteshäuser anwenden. Es ist der Vers **מה טובי**.

Samstag, den 23. Juli פנחס

Inhalt des Wochenabschnittes:

Pinchas, der Enkel Ahrons eifert für Gott. Volkszählung. Grundsätze, nach welchen die Teilung des gelobten Landes vorgenommen werden soll. Die Töchter Zelophchods. Gott befiehlt Moses, den Berg Abarim zu besteigen um dort zu sterben. Josua wird mit dem Führeramte betraut. Vorschriften über die Darbringung der Opfer für Wochentage, Sabbate und Festtage des Jahres.

Sonntag, den 24. Juli שבעה עשר בתמוז

Der 17. Tamus, Fasttag, der Jahrestag der Zerstörung der Stadt Jerusalem. Den Tempelberg, das Heiligtum, verteidigten die Helden noch volle drei Wochen gegen den Ansturm der übermächtigen Feinde.

Samstag, den 30. Juli מטות

Inhalt des Wochenabschnittes:

Beobachtung der Gelübde. Krieg mit Midjan und dessen Niederlage. Teilung der Beute. Die Stämme Reuben, Gad und der halbe Stamm Menasse erbitten sich das Land diesseits des Jordans zum Erbgute und verpflichten sich dafür bei der Eroberung des Landes jenseits des Jordans den übrigen Stämmen behilflich zu sein.

Richtige Rätselaufösungen sandten ein:

(Die Namen der Rätselauflöser, die gleichzeitig überseher sind, tragen ein Sternchen.)

Austerlitz: Egon und Franz Engelsrath. — **Berlin:** Fritz Ascher*. — **Cipfel:** Emanuel Moraweh. — **Frielenburg:** Oberklasse der israel. Schule*. — **Graz** (Steiermark): Helene Deutsch. — **Hamburg:** Elise Mayr. — **Krahan:** Jakob Licht*. — **Prag:** Josef Abeles*; Hans Adler* und Fritz Zedendorf. — **Trautenau:** Fritz Herrmann. — **Wien:** L. Paul Kohn*; W. Alois Wendt; XX. Otto Deutschmann.

Die nächste Nummer erscheint Freitag, 5. August.

Prag, 8. Juli 1910

I. Thamus 5670.



Bezugspreise: mit Postzusendung 5 K jährl., 2.50 K halbj. — Deutschland 5 Mk. jährl., 2.50 Mk. halbj. — Rußland 2 Rbl. jährlich. — Balkanstaaten 6 Fres. jährl. — Einzel nummern 20 h. — Redaktion und Administration: Prag, Stefanskasse 630, II. Stod. — Manuskripte werden nicht zurückgestellt. — Abdruck nur unter Quellen- und Autorenanzeige gestattet. — Postsparkassa-Konto 52-742.

König Salomon und der Sperling.

Einst stand der König Salomon
Am Fenster früh um Sechse schon
Und sah mit Stolz und Herzensfreude
Auf seines Tempels Prachtgebäude,
Das er mit Weisheit und Bedacht
Erst kürzlich unter Dach gebracht,
Nun lag er da im Sonnenschein
Hell wie ein grosser Edelstein.

Da nahm des Königs Auge wahr
Hoch auf dem Dach ein Sperlingspaar,
Das zwitschernd flog und liebesfroh
Sein Nestlein flocht aus Heu und Stroh,
Und da der Weise, wie bekannt,
Die Vogelsprache gut verstand,
Vernahm er, wie der Sperlingsmann
Zu seiner Hausfrau so begann:

„Was meinst Du“, sprach der Meister Spatz
Und blähte seinen Busenlatz,
„Wenn ich gebrauchend meine Stärke
Vernichten tät' des Königs Werke?
Ein Tritt von mir — Geliebte glaube —
Und dieser Tempel liegt im Staube.“

„Du Prahlhans!“ lachte Salomon
Und rief den Spatzen vor seinen Thron
Und sprach: „Denkst Du armselig Ding
Von meinem Tempel so gering,
Dass Du zu stürzen Dich getraut,
Was tausend Hände aufgebaut?“

„Verzeiht mir“, sprach der Spatz dagegen,
„Ich tat's nur meines Weibes wegen,
Auf dass, die mich zum Herrn gewann,
Respekt bekommt vor ihrem Mann.“

Da lachte König Salomon
Und neigte sich von seinem Thron
Dem Sperling zu. „Zeuch heim Du Wicht,
So unrecht hast Du eben nicht,
Was doch ein grundgelehrter Mann,
Von einem Sperling lernen kann!“

Er sprach's und ging mit festem Schritt
Zur Königin Frau Sulamith.

Rudolf Baumbach.



Der Edelstein.

Eine Erzählung für unsere Jugend.

Von D. S. R. Moritz Antscherl in Wien.

„Teurer ist sie (die Thora) als Perlen
und alle deine Kostbarkeiten kommen ihr
nicht gleich.“

(Sprüche Salomo's 3, 15.)

„Denn dies wird euer Weisheit und
Einsicht sein vor den Völkern, die hören
werden diese Gesetze und dann sprechen:
„Nur eine weise und einsichtsvolle Nation ist
dieses große Volk!“

(V. B. Mose 4, 6.)

Auf dem Erker des stolzen Königspalastes, in der Hauptstadt des mächtigen Adiabene, an den Ufern des Tigris gelegen, saßen Königin Helene und ihr Sohn, der jugendliche Prinz Izates. Während die Sonne gegen Westen sich neigte und ein sanftes Lüftchen Mutter und Sohn umwehte, waren diese im trauten Gespräche vertieft und sandten ab und zu Blicke in die Ferne, ob nicht ein Bote Nachricht bringe vom fernem Kriegsschauplatz, auf dem Monobaz, der treue Vater seiner Familie und seines Vaterlandes, einen glänzenden Sieg über einen mächtigen Feind errungen hatte.

Jubel herrschte im großen, weiten Reiche und voller Erwartung sah man in der Hauptstadt der Rückkehr des siegreichen Königs, an der Spitze seines tapferen Heeres, entgegen. Mit der Väter Krone auf dem Haupte, hoch zu Roß, umgeben von den Großen des Reiches, sollte Monobaz in seine Residenz einziehen und mit ihm seine tapferen Krieger; so wünschte es das Volk, das seinen König abgöttisch verehrte und diesem den großartigsten Empfang in der Hauptstadt vorbereitete. Vorerst öffnete man, im Beisein der Königin, die Schatzkammer, um die alte, goldene Königskrone zu holen, doch welch Entsetzen! Der wertvollste Edelstein fehlte und war trotz aller Bemühungen nicht zu finden. Boten wurden nach allen Windrichtungen und in alle Nachbarländer geschickt, um, zu welchem Preise immer, den kostbarsten Stein zu erwerben.

Auch Helene, die Königin, und deren Sohn hatten keinen schuldigeren Wunsch, als diesen Edelstein schon zu besitzen, um ihn durch Meisterhand der Krone, die des Vaters Haupt schon in der kürzesten Zeit zu zieren bestimmt war, einfügen

zu lassen, und so warteten sie auch heute auf den Ueberbringer eines Erlasses für das fehlende Kleinod. — — —

„Gute Mutter!“ unterbrach plötzlich Izates das mit ersterer geführte Gespräch, „sage mir doch: Wer hat diese herrliche Sonne geschaffen? Wer die herrlichen Wälder und Fluren, die unsere Hauptstadt umgeben? Wer den silberhellen Strom, der mitten hindurch fließt und alles bewässert? ... Wer endlich verlieh unserem guten Vater und seinem mutigen Heere einen solch herrlichen Sieg über den gewaltigen Feind, der uns Tod und Verderben geschworen?“

„Die Götter, die in den Tempeln unserer Stadt stehen und von unserem ganzen Volke verehrt und angebetet werden,“ entgegnete die Mutter, „sollen von all dem, mein guter Sohn, die Urheber sein. So lehren es wenigstens unsere Priester, doch kann ich's nicht recht einsehen und daran nicht glauben.“

„Auch ich kann's nicht glauben,“ fiel ihr Izates ins Wort, „daß diese Götter aus Holz und Stein, aus edlem und unedlem Metall, die alle das Werk von Menschenhänden sind, das alles geschaffen und bewirkt haben sollen.“ — —

Während Mutter und Sohn, im Gespräche vertieft, ab und zu einen Blick in die Ferne schweifen ließen, zeigte sich am fernem Horizont eine kleine Staubwolke, die immer näher kam, und nicht lange dauerte es und sie bemerkten im Westen einen Reiter, der es besonders eilig hatte, auf dem Rücken eines Kameels. Eine ehrwürdige Mannesgestalt, mit grauem Haar und Bart, in einen weiten Mantel gehüllt, mit einem breiten Gurt um die Lenden, war es, die sich der Burg näherte, zu wiederholten Malen eine Pergamentrolle öffnete und aufmerksam darin las, dann wieder nachdenklich vor sich hinschaute und dabei den Blick unverwandt auf die Königsburg richtete.

„Wer mag dieser Fremde sein?“ fragte der Prinz seine Mutter.

„Seiner Tracht und seinem Aussehen nach ist's ein Mann vom Stamme Juda! Auch führt dieser Weg aus jenem Lande zu uns,“ entgegnete die Königin. „Ich glaube, er bringt uns einen Edelstein, wie wir ihn suchen,“ fuhr sie fort, „denn im jüdischen Reiche gibt's deren viele, wie ich vernommen, und ist des Hohenpriesters Prachtgewand mit den buntesten und kostbarsten Steinen der Welt geschmückt. Ich glaubte darum, nicht fehlzugehen, wenn ich vor kurzem auch in jenes Land die Meldung ergehen ließ, daß ich für die Königskrone den schönsten Stein zu erwerben beabsichtige.“ — —

Nicht lange dauert's mehr und der Burghauptmann meldet die Ankunft eines Fremden, der der Königin einen der seltensten Edelsteine vorzulegen bereit sei.

Mutter und Sohn erwarten im Empfangssaal die Ankunft des Fremden. Mit tiefer Verbengung tritt dieser ein und entnimmt einem kaum sichtbaren Täschchen am Gürtel einen Edelstein von seltener Farbe und ungewöhnlichem Feuer, bei dessen Anblick die Königin ganz entzückt ausruft: „Ach, wie herrlich! Ja, ja! Der ist's, der muß meines edlen Gatten Krone zieren!“

Der Stein wird sofort von der Königin, die vor Freude strahlt, erstanden und dann dem ersten Goldschmiede des Reiches übergeben, damit er denselben in der aller kürzesten Zeit in die Krone einfüge.

Izates vertieft sich mittlerweile in ein geistvolles Gespräch mit dem Manne, dessen Wappen „der Löwe Zudas“ bildet, läßt sich von Land und Leuten erzählen, denen der gelehrte Fremde angehört, und lauscht auf jedes Wort, es seinem Gedächtnisse tief einprägend.

Königliche Diener bringen Erfrischungen, die Prinz Izates, wie er es von Vater und Mutter immer sieht, dem ehrwürdigen Gaste unablässig anbietet und dabei sich selbst an dessen lehrreichen und zugleich gemüthvollen Reden ergötzt und erquickt.

„Doch nun sage mir noch, guter Freund, was ist das für eine Rolle, die du mitführst und aus der du ab und zu gelesen hast?“ fragte im weiteren Verlaufe der Rede der geistvolle Prinz, dessen Fragen, wie auch die Antworten des jüdischen Gastes, seine kluge Mutter mit Aufmerksamkeit verfolgte. „Das ist die „Thora“, unser heiliges Gesetzbuch,“ erwiderte der Greis, „das nicht weichen soll aus unserem Munde und über das wir nachsinnen sollen Tag und Nacht, da wir nur dann wahrhaft glücklich und verständig sein können.“

„So beginne, mir daraus vorzulesen,“ äußerte der wißbegierige Prinz, und der Fremde begann zu lesen: „Im Anfang erschuf Gott Himmel und Erde.“ — — —

Die Mitternachtsstunde war längst schon vorüber, der Fremde mußte immer weiter lesen und erklären, Helene, die Königin, und Izates, ihr Sohn, lauschten dem Vortrage und schlürften mit wahren Durste jedes Wort, das aus dem Gottesbuche ihnen vorgetragen wurde. — — —

Freudige Aufregung herrschte in der glanzvollen Residenz des Monobaz, denn dieser hielt bald darauf seinen Ein-

zug. Die herrlichste Krone zierte sein edles Haupt, im neuen Edelsteine, dem schönsten in derselben, strahlte die Sonne wieder, die das großartigste Schauspiel, das die Stadt je gesehen, heute beleuchtete. Vattin und Sohn lagen nach langer Trennung an der Brust des treuen Vatten und Vaters. Noch einen zweiten Edelstein, den kostbarsten wohl, überbrachten diese dem geliebten Vater, es war der reine Gottesglaube, den sie aus dem heiligsten der Bücher durch den treuen und lieben Gastfreund vom Lande Juda genommen. Wie Mutter und Sohn, war auch der Vater alsbald für die Gotteslehre und den wahren Gottesglauben gewonnen; die Lehre vom Einig-Einzigen war dem Königs-paare und dessen Sohn ins Herz gedrungen. Nur einen Wunsch hatten sie noch, in der heiligen Stadt, im großen Tempel daselbst, mitten unter der Schar wahrhaft frommer Gottverehrer dem „Herrn der Heerscharen“ zu huldigen, und dieser Wunsch ging auch bald in Erfüllung. —

Der fromme Pilger, der heute die heilige Stadt besucht, unterläßt es nicht, das kunstvolle Grabmal Helenens zu besichtigen, das diese für sich und die ganze königliche Familie in Jerusalem, aus dem Felsen heraus, hauen ließ und das unter dem Namen „Gräber der Könige“ die irdischen Ueberreste dieser edlen, frommen, äußerst wohlthätigen und berühmten Königsfamilie aus Abdiabene birgt. Ihr Andenken ist geegnet.



Das schlechte Zeugnis.

(Siehe Abbildung.)

Wie freuten sich die Schüler des Gymnasiums auf die Zeugnisse und auf die Ferien. Nur Josef, der Sohn einer armen Witwe, trug gerade heute, wo die Zeugnisverteilung stattfinden sollte, ein ernstes Gesicht zur Schau. Er ahnte wohl, daß er kein solches bekommen werde, auf welches er stolz sein könnte. Das ganze Jahr hindurch hatte er nichts dazu getan, um in der Schule gut fortzukommen. Trotz der Ermahnungen der guten Mutter und der Rügen der Professoren nahm er keine Vernunft an und blieb ein nachlässiger und zum Schlusse ein schlechter Schüler. Das Zeugnis war ein ungenügendes und Josef war für das Aufsteigen in die nächsthöhere Klasse ungeeignet. Nun sollte er es der ihn über alles liebenden Mutter heimbringen. Da überkam ihn

ein Gefühl der Reue, so stark, daß er in dem Momente, wo er das Zeugnis überflog, zu ersticken drohte. Langsam und zögernd schritt er der engen Gasse zu, wo er mit seiner Mutter wohnte.

Diese harnte seiner mit Ungeduld. Schweigend reichte ihr Josef das Zeugnis, sie entfaltete es und las es mit lauter Stimme ab. Die schlechten Noten folgten wie das A dem B. Zum Schluß schluchzte die Mutter laut auf und weinte bitterlich. Josef, in sich gekehrt, sprach lange Zeit kein Wort, endlich raffte er sich auf und sagte, wie fest entschlossen: „Mutterl, es wird besser werden.“

Am nächsten Tage früh am Morgen vermißte Frau Löwe ihren Jungen. Auf einem aus dem Tageheft gerissenen Blatte stand geschrieben: „Mutterl, ich muß weg. Ich will dich nicht mehr betrüben. Es wird besser werden.“ Ihr Junge war aus dem Hause geflohen und hat sie ganz allein gelassen. Wer beschreibt den Schmerz der verlassenen Mutter! Obwohl sie es versuchte, ihn wieder zu finden, so blieb alles ohne Erfolg, Josef war verschwunden.

Nach Monaten erhielt sie eine kurze Nachricht von Josef, er sei über See gegangen. Dann waren Jahre vergangen. Und wieder kam ein kurzer Brief, ein Lebenszeichen. Es ging nicht gut, sogar schlecht. Inzwischen suchte die Mutter jene Stätte auf dem Lande auf, wo sie mit ihrem seligen Manne die schönste Zeit ihrer Jugend verlebt hatte, nahm dort Wohnung und gedachte hier den Tod ruhig zu erwarten, um in dieselbe Erde gebettet zu werden, wo ihr Mann und beider Eltern begraben lagen. Hier lebte sie ihren Erinnerungen und war Helferin und Beraterin all ihrer Nachbarn.

Eines Tages kam zu ihr Martin, der Waldheger, und erzählte, es sei gestern ein junger Mann bei ihm eingekehrt, der, müde von der Wanderung, ihn um ein Obdach bat. Er erkundigte sich angelegentlich über die Umgebung und darüber, ob nicht hier eine Witwe wohne, die aus der Stadt hieher übersiedelt wäre. Früh, als er sich vom Hause entfernte, schlief er noch. So der Bericht Martins.

Frau Löwe horchte auf und machte sich schleunigst auf den Weg in das Hegerhaus im Walde. Hier fand sie den Gast, auf einer Bank schlummernd, im Schatten eines Baumes. Mit magischer Kraft zog es sie zu ihm und doch vermochte sie kein Zeichen an ihm dafür zu finden, daß dieser junge Mann ihr langvermißter Josef sein könnte, und doch . . .

Das Geräusch, welches Martin und Frau Löwe durch ihr Zutreten verursacht hatten, weckte den Schlummernden. Er



öffnete die Augen und sah wie betäubt um sich; kaum hatte er jedoch Frau Löwe erblickt, sprang er auf und lag mit dem Ausrufe: „Mutter, Mutter, liebe Mutter, verzeihe mir, was ich dir angetan!“ vor Frau Löwe. Diese konnte sich kaum fassen und rang vergeblich nach Worten. Allein das große Glück, das ihr mit der Heimkehr ihres halb verlorenen Kindes widerfuhr, machte sich bald in Worten der Mutterliebe Luft. Beide begaben sich zu der Ruhebank und dort wurde erzählt und berichtet.

Josef erging es anfangs schlecht, sehr schlecht in der Welt. Er ist viel herumgekommen, bis es ihm doch gelang, festen Fuß zu fassen und sich einiges Vermögen zu erwerben. Dann aber zog es ihn mit allen Fasern seines Herzens hin zur geliebten Mutter. Er suchte sie in der Stadt in der alten Wohnung vergebens und erfuhr endlich ihren jetzigen Aufenthalt. Hier wollte er nun bleiben und alles wieder gutmachen. Er wird sich hier ein Grundstück ankaufen und hier leben. Unter Fragen und Antworten kehrte die glückliche Mutter am Arme ihres nun zum gereiften Manne gewordenen Sohnes zurück in ihre bescheidene Wohnung im Dorfe.



Legenden vom Propheten Eliahu.

Erzählt von J. Fried, Budweis.

Der Teppichhändler.

1. Kapitel.

Es war zur Regenzeit. Ununterbrochen ergossen die bleigrauen Wolken ihren feuchten, befruchtenden Inhalt auf die Erde, alle Niederungen waren in Seen verwandelt, alle Täler durchströmt von rauschenden Flüssen. Selbst in den Straßen des kleinen Städtchens, in welches zwei stattliche Wanderer mit kräftigen Schritten eintraten, rieselten Bäche und machten den Weg an vielen Stellen ungangbar. Kaum aber waren die beiden, offenbar Fremde, bei der ersten Wohnstätte vorbeigekommen, als die Thür hastig geöffnet wurde. Ein junger, kräftiger Mann mit einem edlen, von der Sonne stark gebräunten Gesichte erschien und forderte die Wanderer mit freundlichen Worten auf, bei ihm einzukehren.

„Wie kommt es denn,“ sagte der ältere der beiden Wanderer — es war der Prophet Eliahu — zu dem gastfreundlichen Manne, „daß du jetzt in dieser halbverfallenen Hütte

wohnt? Du, der reiche Teppichhändler, der Besitzer eines prächtigen Hauses!"

"Ach, mein Vater und Herr!" entgegnete der Angeredete mit trauriger Stimme. „Der Herr hat gegeben, der Herr hat genommen, der Name des Herrn sei gelobt! Siehe, als ich vor einem Monat mit einem reichen Vorrat von Teppichen von der Reise zurückkehrte, brach plötzlich ein Feuer, wahrscheinlich von böswilliger Hand gelegt, aus, verwandelte das prächtige Haus in einen Trümmerhaufen, vernichtete meine kostbaren Vorräte und machte mich, den man zu den Reichsten des Ortes gezählt hatte, dem ärmsten Bettler gleich.

Ich habe das unworhergesehene, schreckliche Unglück, das so plötzlich über mich hereinbrach, mit Geduld und Ergebung getragen und als eine Prüfung angesehen, die der Ewige, gelobt sei er und gelobt sei sein Name, mir auferlegt hat, um zu sehen, ob ich auch im Unglück standhaft bleiben und meinen Glauben und das Vertrauen auf seine Hilfe nicht verlieren werde.

Ein Unglück kommt selten allein. Als ich meine Besitztümer verloren hatte, verlor ich, was einen größeren Wert für mich hatte als alle Reichtümer der Welt, meine fromme Tirza, mit welcher ich seit einem halben Jahre verlobt war. Ihr Vater, der reiche Goldschmied Samuel, den du ja sicher kennst, will seine Tochter dem Bettler, wie er sagt, nicht geben. Tirza aber ist deswegen sehr unglücklich, da sie meine Zuneigung zu ihr kennt und auch mir geneigt ist. Sie hat mir zwar gelobt, mir Treue bis zum Tode zu bewahren, ihr Vater aber bestürmt sie täglich, einem sehr vermögenden Grundbesitzer die Hand zu reichen, und ich glaube nicht, daß sie auf die Dauer den väterlichen Befehlen sich widersetzen kann."

"Du hast viel Ungemach und Unglück in kurzer Zeit mitgemacht, das ist wahr," sagte jetzt der Prophet mit sanfter Stimme. „Derjenige, der die Gebeugten aufrichtet, wird auch dich wieder aus dem Schutte der Erniedrigung emporheben und dich neben die Edlen und Vornehmen seines Volkes setzen. Doch erkläre mir nur noch eines! Wie kommt es denn, daß du in dieser elenden Hütte, die jeden Augenblick mit dem Einsturze droht, deine Wohnung aufgeschlagen hast?"

"In dieser Hütte," antwortete Josief, der Teppichhändler, „wohnte früher eine arme Witwe, welche weder Kinder noch Verwandte hatte, und die ich oft in den Tagen des Ueberflusses mit Unterstützungen bedachte. Als sie von meiner gänzlichen Verarmung hörte, eilte sie zu mir und bat mich

mit Tränen in den Augen, bei ihr zu wohnen und ihr kärgliches Brot zu teilen, bis es dem Allmächtigen wieder gefallen wird, seine Gnaden Sonne mir leuchten zu lassen. Ich nahm ihr Anerbieten mit Freuden an; denn sonst hätte ich, der reiche Teppichhändler von einst, vor fremden Türen mein Brot suchen müssen.

Nicht lange danach starb die gutherzige Frau, nachdem sie mich zum Erben ihres kleinen Besitztums eingesetzt hatte. Ich bearbeite das kleine Grundstück, das zum Hause gehört, helfe hier und da den größeren Grundbesitzern bei der Feldarbeit und friste so kümmerlich mein Leben.“

„Und denkst du gar nicht daran, wieder in den Besitz des früheren Reichthums zu gelangen,“ sprach jetzt Elisa zu Josef, „und dann dich wieder um die Hand des frommen Mädchens zu bewerben, von dem du gesprochen?“

„Wie sollte ich an unmögliche und unausführbare Sachen denken?“ antwortete Josef mit einem traurigen, entsetzten Ausdrucke in seinem Gesichte. „Da müßte es gerade Gold aus diesen grauen Wolken dort auf mich herabregnen. Denn um wieder mein früheres Geschäft zu betreiben, muß ich nach Tadmor reisen, um dort die Teppiche bei den Händlern, die sie aus dem fernen Osten bringen, einzukaufen. Dazu gehört viel, sehr viel Geld. Woher soll ich das nehmen? Da ich nichts besitze als dieses fast wertlose Häuschen, wird mir niemand einen so großen Betrag, wie ich ihn brauche, borgen, denn ich kann ihm kein entsprechendes Pfand geben, kann ihm keine Sicherheit bieten. Wenn es Gott, dem Allmächtigen, gefallen wird, dann wird er mir helfen, wenn er es aber in seiner unerforschlichen Weisheit anders beschlossen hat, werde ich wie viele andere von meiner Hände Arbeit bis zu meinem Tode leben müssen. Das aber würde ich leicht ertragen, wenn ich nur nicht auf die fromme Tirza verzichten müßte. Ich hatte mich schon zu sehr mit dem Gedanken vertraut gemacht, an ihrer Seite durch das Leben zu wandeln, beglückt durch ihre Liebe und Treue.“

Bei diesen Worten bedeckte der arme Josef sein Gesicht mit beiden Händen und schluchzte leise. Elisa konnte das Mitleid mit dem Unglücklichen nicht mehr zurückhalten, zog Eliahu ein wenig beiseite und sagte leise zu ihm: „Ach, mein Vater und Lehrer! Hilf doch diesem Unglücklichen. Ueberlasse mir deine Börse, damit ich ihm in deinem Namen helfe, wie er es wegen seines Gottvertrauens und seiner Frömmigkeit verdient.“

Elijahu erwiderte: „Du hast recht. Hier ist die Börse. Doch bist du sicher, daß du ihm mit Geld hilfst? Kann er nicht das Geld durch irgend einen unglücklichen Zufall verlieren?“

Elisa jedoch antwortete nichts auf diese Fragen, sondern griff eilends nach dem Beutel mit dem Gelde, gab Josef hundert Goldstücke und sagte: „Hier hast du einen Betrag, der dir wohl genügen wird, dein früheres Geschäft wieder anzufangen, und wenn dir der Ewige gnädig sein wird, kannst du wieder so reich und angesehen werden wie früher und der reiche Sammel wird dir dann gewiß die Hand seiner Tochter nicht verweigern.“

„Wie soll ich dir danken?“ rief Josef im Uebermaße seiner Freude aus, indem er sich vor Elijahu niederwarf und den Saum seines Mantels küßte. Du bist wie ein Bote Gottes in meiner elenden Hütte erschienen und hast meine Trauer in Freude, meinen Kummer in Wonne verwandelt und solange ich lebe, will ich dich preisen und verherrlichen, sowie denjenigen, von dem alles Gute kommt, den gütigen Vater im Himmel.“

Elijahu legte segnend seine Hände auf das Haupt Josefs und sagte: „Verwende das Geld zum Guten!“ Hierauf entfernte er sich mit Elisa.

2. Kapitel.

Ein halbes Jahr war seit diesem Ereignisse verfloßen. Da kamen die beiden Propheten Gottes wieder bei der Hütte vorbei. Die Regenzeit, welche die Stelle des Winters in den wärmeren Gegenden vertritt, war längst vorüber. Es herrschte jetzt die regenlose Zeit des Sommers, wo monatelang kein einziges Wölkchen am blauen Himmelszelte zu erblicken ist. Auf den Fluren und Auen, die sich nach der Regenzeit rasch mit einem üppigen Rasen und mit den prächtigsten farbenreichen Blumen geschmückt hatten, erblickt man kaum einen einzigen Grashalm, alles ist verwelkt und verdorrt, in den Tälern sieht man nur ausgetrocknete, sandige Flußbetten, nirgends eine Spur des belebenden, flüssigen Elementes. Nur in den tiefen Zisternen, welche die Bewohner mit großer Mühe angelegt haben, findet man das dort zur Regenzeit angesammelte Wasser, mit welchem sie ihr Vieh tränken und die Gärten beim Hause bewässern.

Wiederum kommt der Teppichhändler Josef aus der Hütte, welche inzwischen noch baufälliger geworden ist, heraus und lädt die Wanderer ein, ihn mit ihrem Besuche zu beehren. Sie schütteln den Staub von ihren Füßen und treten durch

die niedere Thür ein, wobei sie gezwungen sind, sich tief zu bücken, denn beide sind hohe, stattliche Gestalten.

„Noch immer in der ärmlichen Hütte?“ jagte Eljahu.

„Haben die hundert Goldstücke dir nicht geholfen?“

„Ich schäme mich fast, einzugestehen,“ erwiderte Josef, erglühend vor Scham, „daß ich jetzt ebenso arm bin wie damals, bevor ich das Geld erhielt. Höre mich an, du heiliger Gottesmann, und urteile selbst, ob ich anders handeln konnte.“

Als ich mich mit dem erhaltenen Gelde einer Karawane, die nach Tadmor¹⁾ zog, angeschlossen, kamen wir nach einigen Tagen in die Stadt Kirpath-Arosim.²⁾ Die Einwohner hatten die Kleider zerrissen, waren in Säcke gekleidet und ihr Haupt war mit Asche bestreut. Als ich sie nach der Ursache ihrer Trauer fragte, erzählten sie mir jammernd, daß sie gottesfürchtig und dem Glauben ihrer Väter treu geblieben seien. Als jedoch auf Sabels Befehl daselbst ein Gözenaltar errichtet wurde, auf welchem ein Priester dem Baal Opfer darbrachte, seien sie von einem heiligen Eifer für den wahren Gott, der Himmel und Erde und alle Geschöpfe, von welchen dieselben belebt werden, durch sein Wort hervorgerufen habe, erfaßt worden und hätten den Altar niedergerissen und gänzlich zerstört, den götzendienerischen Priester aber aus dem Orte vertrieben. Zur Strafe habe ihnen Sabel eine Geldbuße von tausend Goldstücken auferlegt, sie hätten aber nicht mehr als neunhundert Goldstücke zusammenbringen können. Da habe Sabel bewaffnete Männer hingeschickt, welche die Stadt anzünden und plündern sollten, wenn die Geldbuße nicht sofort entrichtet würde.

Ich sah es als eine Hingung des Himmels an, daß ich gerade über die fehlende Geldsumme verfügte und so imstande war, das Unglück von ihrem Haupte abzuwenden. Ich gab ihnen, ohne mich nur einen Augenblick zu besinnen, das ganze Geld und kehrte wieder in dieses Häuschen zurück, begleitet von den Segenswünschen der Einwohner, denen ich ihr Hab und Gut gerettet, und mit dem frohen, beseligenden Gefühl, eine gute Tat begangen zu haben.“

„Du hast nicht nur gut, sondern edel gehandelt,“ jagte Eljahu mit freundlicher Stimme, „und derjenige, welcher das Böse bestraft und das Gute belohnt, wird gewiß auch

¹⁾ Tadmor war eine Oase in der Wüste, König Salomo eine Kolonie gründete. Später entstand dort ein blühendes Reich, Palmyra genannt. Heute ist die ganze Oase in eine Sandwüste verwandelt. Bei den Ausgrabungen, die in der neueren Zeit vorgenommen, hat man die Ruinen prächtiger Gebäude gefunden.

²⁾ Zeberndorf.

deine edle Tat nicht unbelohnt lassen. Hier hast du wieder hundert Goldstücke, versuche es nochmals, dein früheres Geschäft zu betreiben, und der Ewige möge dich segnen, wie ich dich segne“ — dabei legte er seine Hände auf Josefs Haupt — „auf daß du glücklich seiest auf allen deinen Wegen und damit dir alla deine Unternehmungen gelingen.“

Gerührt dankte Josef dem Propheten für seine Güte, worauf dieser mit seinem Jünger die Hütte des armen, aber edlen Mannes verließ.

3. Kapitel.

Wieder war die Regenzeit gekommen und abermals kam Eljahu mit Eliza bei der ärmlichen Hütte vorbei. Auch diesmal trat zu ihrer Ueberraschung Josef zu ihnen und bat sie, nicht bei seinem Hause vorbeizugehen, ohne bei ihm einzukehren.

„Diesmal habe ich nicht gedacht, dich hier zu finden,“ ergriff Eljahu das Wort. „Ich war der sicheren Meinung, daß du für die hundert Goldstücke Teppiche eingekauft und bei ihrem Verkaufe einen großen Gewinn erzielt hast.“

„Ach, mein Herr und Gebieter,“ entgegnete Josef ganz verlegen, „es scheint, daß die Armut meine Begleiterin durch die ganze Lebenszeit sein wird und Reichtum mir nicht mehr zuteil werden wird. Doch will ich dir, wenn du erlaubst, erzählen, wieso es gekommen ist, daß ich für meine Person von den hundert Goldstücken keinen Nutzen ziehen konnte.“

Ich schloß mich, wie das vorige Mal, einer Karawane an und gelangte mit derselben wohlbehalten in Tadmor an. Dort ging ich zu den Händlern, die aus dem fernen Osten die Teppiche hinbringen, besichtigte dieselben und war schon mit den Verkäufern handelsweis geworden. Ich ging eben in die Herberge, um das Geld zu holen, welches ich dem Aufseher derselben zur Aufbewahrung übergeben hatte, da wurde ich der Zeuge eines herzerreißenden Schauspieles. Eine Schar von jüdischen Gefangenen wurde von bewaffneten Syrern auf einen öffentlichen Platz getrieben, wo der Sklavenmarkt stattfand; dort sollten sie als Sklaven verkauft werden. Es waren Männer, Frauen, Jünglinge und Jungfrauen, paarweise aneinander gekettet. Wenn sie, von dem langen Wege durch die Wüste ermüdet, nicht weiter konnten, fiel klatschend die Peitsche ihrer entmenschten Peiniger auf ihre entblößten Rücken, auf welchen die Spuren der rohen Mißhandlung deutlich zu sehen waren. Die armen, bedauernswerten Geschöpfe waren ihnen bei einem Streifzuge in die Hände gefallen und sahen mit Verzweiflung

einem traurigen Schicksale entgegen. Mir blutete das Herz bei ihrem Anblicke und ich wünschte mir die unbezwingbare Stärke Simsons, um den Wüterichen ihre Opfer zu entreißen.

Da kam mir ein rettender Gedanke. Ich rannte spornstreichs in die Herberge, holte das Geld vom Aufseher und eilte damit auf den Sklavenmarkt, wo ich so viele meiner Glaubensgenossen als möglich loskaufte und ihnen die Freiheit schenkte. Leider reichte das Geld nicht hin, um allen die Sklavenkette zu brechen, ich konnte mich nur auf die Frauen, Jungfrauen und Jünglinge beschränken. Aber als einige jüdische Kaufleute, die sich auch dort befanden, sahen, was ich tat, folgten sie meinem Beispiele, erbarmten sich der übrigen und zahlten das von den Syrern verlangte Lösegeld.

So kam ich wieder ohne Teppiche, mit leeren Händen in diese Hütte zurück, aber das Gefühl der Befriedigung über das gute Werk, welches ich Gelegenheit hatte, auszuüben, ist mehr wert als alles Geld und alle Reichthümer der Welt."

"Aber Tirza wirst du auf diese Weise nicht dein nennen können," sagte jetzt Elisa. „Oder hat vielleicht der reiche Samuel in Anbetracht der guten Werke, die du vollbracht, seinen Sinn geändert und dir ihre Hand zugeeignet?"

"Das gerade nicht," entgegnete Josef erröthend. „Er hat mein Vorgehen sehr gelobt und sagte, daß er mir gerne seine Tochter zur Frau geben würde, wenn ich nur imstande wäre, sie halbwegs zu ernähren. Ich kam auch wirklich zur Erkenntnis, daß er recht habe. Was für ein Leben hätte auch die an Ueberfluß und an alle Bequemlichkeiten des Reichthums von Jugend an gewöhnte Tirza an meiner Seite? Würde sie auf die Dauer fähig sein, die Entbehrungen der Armut zu ertragen? Könnte sie bei ihrem zarten Körperbau die harte Arbeit, welcher sie an meiner Seite nicht entgehen könnte, ohne Gefährdung ihrer Gesundheit ertragen? Wäre das nicht die Selbstsucht selbst, zu verlangen, daß sie, um ihr Wort, welches sie mir unter anderen Verhältnissen gegeben, einzulösen, durch schwere Arbeit ihre jammetweichen Hände steinhart und voller Schwielen bekäme, daß ihr Rücken, schlank und gerade wie die Palmen von Jericho, unter den schweren Lasten sich krümme, daß ihr Haar, welches die Farbe des reinsten Goldes von Ophir³⁾ hat, vorzeitig von den

³⁾ Ophir ist nach den neuersten Forschungen wahrscheinlich ein Teil von Südafrika, das Kapland oder Transvaal, von wo die Phönizier in alten Zeiten Gold und Edelsteine brachten. Viele glauben aber, daß damit Indien gemeint sei.

drückenden Sorgen der Armut gebleicht und gleich dem Schnee des Libanon werde, und daß endlich ihr Antlitz, welches so frisch und rosig ist wie die eben sich öffnende Blüte des Mandelbaumes, schon in der Jugend die graue Farbe und die Runzeln des Alters erhalte?

Ich habe ihr das alles und noch vieles dazu gesagt, um sie zu veranlassen, ihrem Vater zu gehorchen und von mir abzulassen. Sie hat sich jedoch entschieden geweigert und geschworen, daß sie lieber sterben wolle, als das mir einst geleistete Gelöbniß zu brechen.“

„Edle Seelen, edle Seelen!“ rief jetzt Eliahu fast mit Begeisterung aus. „Ihr verdient beide glücklich zu werden. Und wenn es einen Gott und wenn es eine Gerechtigkeit auf Erden gibt, darf Euch der Lohn für Euere Tugend und für Eueren Edelmut nicht vorenthalten werden. Lebe wohl,“ sagte er jetzt zu Josef, „und harre mit Geduld und Ergebung, dein Lohn wird herrlich sein.“ Dann segnete er ihn und entfernte sich mit Elisa; Josef begleitete sie. Bei der Thür aber ergriff Eliahu ein brennendes Holzstück vom Herde, worüber die beiden anderen nicht wenig staunten. Vor dem Hause angekommen, wollte er es dem Strohdach nahebringen, wie wenn er es anzünden wollte.

Da fiel ihm Elisa in den Arm und rief: „Mein Vater und Lehrer, was willst du tun?“

Eliahu antwortete: „Ich werde das tun, was ich für gut und notwendig halte, was im Buche des Schicksales eingeschrieben ist.“

„Nein, das kann nicht dein Ernst sein, du mußt dich irren,“ entgegnete Elisa, welcher den Arm Eliahus nicht loslies. „Soll das die Belohnung der Tugend sein. Das letzte Besitztum dieses gottesfürchtigen, edlen Mannes, seine letzte Zufluchtsstätte ihm nehmen! Das sollte im Buche des Schicksals stehen! Das kann und will ich nicht glauben. Das ist undenkbar; du hast dich noch nie geirrt, es ist wahr, aber diesmal muß es doch ein Irrtum sein. Soll der Fromme und Gerechte für seine guten Werke noch gestraft werden? Sage mir, daß du dich geirrt hast, gestehe es nur ein, sonst müßte ich den Glauben an alles, was mir bisher teuer und heilig war, verlieren.“

Er wollte noch weiter sprechen, aber Eliahu befreite mit einem Rucke seinen Arm und schleuderte das brennende Scheit auf das Strohdach. Im Augenblicke stand das ganze Dach in Flammen, welche sich rasch über die anderen Teile der aus Balken gezimmerten Hütte ausbreiteten, und in

kurzer Zeit zeigte nur noch ein Trümmerhaufen den Ort an, wo sich Josefs Hütte befunden hatte.

Josef war während dieser ganzen Zeit nur ein stummer Zeuge des Gespräches und des unbegreiflichen Vorgehens Eliahus gewesen. Als er sah, wie sein Letztes ein Raub der Flammen wurde, sagte er weiter nichts als: „Auch das ist zum Guten.“ Dann starrte er düster vor sich hin und begann nachzudenken, wo er ein Obdach und eine Unterkunft finden würde. Hierauf wendete er seine Blicke dem Orte zu, wo die beiden Gottesmänner soeben gewesen, aber von diesen war keine Spur vorhanden, sie waren seinen Augen gänzlich entchwunden.

(Schluß folgt.)



Der verschluckte Kirschkern.

Eine Kindergeschichte von K. V.

„Daß mir keines von Euch einen Kern hinunter schluckt! Denn da wird ein großer, großer Kirschbaum draus und man muß sterben.“

Die Mutter sprach's mit warnender Stimme, als sie zum Nachtsch ein Körbchen mit Kirschen auf den Tisch setzte. Dann zeigte sie mit ausgebreiteten Armen die Größe des Baumes und machte dabei ein Gesicht, so ernst, so streng...

Der Vater aber schüttelte mißbilligend den Kopf und vertiefte sich wieder in seine Zeitung, in der ein Aufsatz über Zimmeraquarien und die beste Art der Fischernahrung sein ganzes Interesse gefangen nahm.

Auf die Kinder, die mit glänzenden Augen die dargebotenen Früchte entgegennahmen, machten Mamas warnende Worte scheinbar wenig Eindruck. Nur der kleine Hugo, ein aufgeweckter Bengel von kaum sechs Jahren, hörte mit offenem Munde die seltsame Mär und sogleich begann seine rege Kinderphantasie zu arbeiten und sich das allmähliche Wachsen des Kirschbaumes im Innern des Magens auszumalen. Ob da wohl auch Wurzeln kommen? Und wo die Äste wohl heraustreten, aus Nase, Mund oder Ohren? Mit grübelnder Genauigkeit verfolgt der Kleine alle Phasen des Wachstums, wie er's an dem Bäumchen im Vorgarten drunten gesehen hatte. Da waren im Frühling erst ganz kleine, ach so ganz winzige grüne Tüpfelchen gewesen und dann waren die Köpfchen aufgeplatzt und dann hatte es Blätter gegeben, die waren glatt und groß geworden und jetzt hatte das Bäumchen einen

dicke, runden Kops, so dick und rund, daß es sicher kaum Platz gehabt hätte..

So grübelte und dachte der kleine Mann und aß halb mechanisch die saftigen, rotwangigen Früchte. Und da, ehe er sich's veriah, war einer der glatten Kerne mit hinuntergerutscht. Er spürte deutlich, wie das harte, schlüpfrige Ding durch den Hals glitt, immer tiefer, und schließlich unten, da, wo der Ledergürtel seines Röschens saß, liegen blieb. Weh tat es gar nicht, aber große Angst ergriff den Kleinen und ließ ihn die Farbe wechseln. Nun wird ja ein Kirichbaum daraus, so, so groß, die Mama hat es ja mit den Armen gezeigt. Und dann muß man sterben!

Was das eigentlich sein mochte, wenn jemand „sterbt“, war ihm nicht recht klar. Aber es mußte etwas gar Schreckliches sein. Das Bübchen ließ plötzlich die lockenden Kirichen liegen; nicht um alles in der Welt hätte er Mama gesagt, warum. Und da es schon hohe Zeit war, sich zum Ausgang zu rüsten — es war ein schulfreier Tag — achtete man nicht weiter auf das seltsame Gebaren des Kleinen, denn Papa war um einen seiner Aquarienfische sehr besorgt und stand schon eine geraume Weile beobachtend vor dem grünlich schimmernden Glaskasten und Mama hatte alle Hände voll zu tun, um die drei Töchter zurechtzumachen, damit sie beim Onkel Doktor in Ehren bestünden.

Onkel Doktor war erst vor kurzer Zeit vom Lande nach der Residenz gezogen, um wieder mit dem hier kräftiger pulsierenden Strome der theoretischen Wissenschaft engere Fühlung zu nehmen. Nun wohnte er weit draußen an der östlichen Peripherie der Stadt, und da bekanntlich in Wien an Ärzten nichts weniger als Mangel herrscht, ging Onkel Doktors strategischer Plan zur Eroberung der Residenz dahin, seinen Patienten zu jeder Tages- und Nachtzeit, auch Sonntag nachmittags, zur Verfügung zu stehen, wo bekanntlich die meisten der Herren Kollegen für die leidende Menschheit in der Regel nicht zu haben sind. Auf diese Weise gedachte er in die Praxis hineinzukommen.

Die Familie des Bruders übernahm die löbliche Aufgabe, dem Doktor über die etwas länglichen Sonntagnachmittage der ersten Zeit hinwegzuhelfen und mit Hilfe der zahlreichen Nachkommenschaft etwas Leben in die Bude zu bringen. Für die Kinder war das stets ein Fest. Die tausend seltsamen Dinge des Sprechzimmers, die Glastische, der hohe Instrumentenischrauf mit all dem sonderbaren Silberzeug, die schmale Waschoilette mit dem unsichtbaren Wasserbecken und

vor allem der große, auf einem starken Eisengestell ruhende Untersuchungsstuhl, der mit seinen Knie- und Fußstützen, seinem Laternenartigen Glasständer, seinem Drehwerk und seinen Lederpolstern ausah wie ein leibhaftiges Automobil: das alles regte die Phantasie der kleinen Schar gar mächtig an. Besonders Hugo, der Siebenkäsehoch, trat immer mit kritischer Neugier an die seltsamen Gegenstände heran und wußte den Onkel in einer Stunde mehr zu fragen, als sieben Weise in einer Woche hätten beantworten können.

An jenem schulfreien Tage nun ging der kleine Knirps mit schwerem Herzen den sonst so fröhlich herbeigesehnten Gang. Wie im Traume schritt er dahin und lehnte schweigend alle Versuche der Schwestern ab, ihn zum Haschen und Laufen zu drängen. Mit Bangen und Zittern lauerte er auf die Vorgänge in seinem Innern. Ob man's wohl pürte, wenn der Kern aufplagte? Sollte er den Onkel Doktor fragen? Ja, das wollte er tun, die Mama durfte aber nichts erfahren.

Als man jedoch am Ziele der großen Reise angelangt war, sank dem armen Kerl das Herz doch wieder in das Höschen und er wußte nicht recht, wie er's anfangen sollte, die schlimme Sünde dem guten Onkel zu beichten. Der hatte ihn, wie schon öfters, in den großen Stuhl hineingelegt und zeigte ihm, wie man den Leuten die Beine abschneide.

„Wie gehen denn die Leute, wenn sie keine Beine mehr haben?“ fragte Hugo.

„Sie kriegen Holzbeine,“ lautete die Antwort.

„Wo kriegen sie denn die Holzbeine?“

„Die kriegen sie in dem großen Laden in der Rembrandtstraße.“

„Ja, wie können sie denn in die Rembrandtstraße gehen, wenn sie keine Beine haben?“

Pause. Der Knirps legte seinen Hals nachdenklich auf die Kniestütze und fragte: „Wozu ist denn das?“

Da führte ihm der Onkel mit jägender Bewegung die ausgestraffte Hand über den Hals und antwortete: „Da schneidet man den Leuten den Kopf ab.“

„Gehen sie dann auch in die Rembrandtstraße und holen sich einen Holzkopf?“

Alles lachte, nur der kleine Mann blieb ernst und zermarterte sich das junge Hirn, wie er wohl am besten dem Onkel Doktor sein schweres Geheimnis offenbaren sollte.

Da brachte Anna, die Wirtschafterin, ein niedliches Gießkännchen herein und begann das grüne Palmbäumchen zu

bewässern, das in dem schönen Porzellanfüßel neben dem Schreibtisch stand.

„Nunna, stellen Sie den Kübel ans Fenster in die Sonne,“ rief der Doktor und wie erläuternd fügte er im Dozententon hinzu: „Wärme und Feuchtigkeit befördern am besten das Wachstum.“

Niemand achtete weiter auf diese Binsenwahrheit. Nur der kleine Hugo dachte darüber nach, was das wohl bedeute. Plötzlich platzte er mit der Frage heraus: „Sag', Onkel, ist es im Bauch auch warm und feucht?“

Unter allgemeinem Gelächter bejahte der Doktor die drollige Frage und legte die Hand des Knaben auf dessen Leib zwischen Hemd und Höschen.

In der Tat, da war es ganz warm, ganz warm. Dem Buben quoll es heiß in die Kehle empor. Sehr feucht schien es zum Glück da drinnen ja nicht zu sein, aber der Onkel mußte es doch besser wissen. Also würde der Kirschbaum gewiß furchtbar schnell wachsen. Jetzt mußte er unbedingt beichten! Der Onkel konnte vielleicht helfen. Wenn nur die anderen hinausgingen!

Und die anderen gingen wirklich hinaus ins Wartezimmer, um das Decken des Kaffeetisches zu bewachen. Hugo war allein mit dem Onkel und nun getraute er sich doch wieder nicht. Er blickte ängstlich durchs Fenster, wo am Ufer der breit und silbern dahinfließenden Donau einige Bäume ihre vollen, staubiggrünen Kronen in den bligenden Sonnenschein hinausreckten.

„Sag', Onkel,“ fing er zögernd an, „sind das Kirschbäume?“

„Nein, mein Junge, das sind Kastanienbäume.“

Nach einer Weile: „Sind Kirschbäume auch so groß, Onkel?“

„Nein, sie sind viel kleiner.“

Ein Hoffnungsstrahl glitt in die finstere Betrübniß des kleinen Mannes. Dann war es vielleicht doch nicht so schlimm und er konnte es ruhig sagen. Er kletterte behende auf einen Stuhl neben dem Onkel, schlang seine Arme um dessen Hals und wollte die schreckliche Tat offenbaren. Da ging die Tür zum Sprechzimmer auf und Pizzi, die Aelteste, trat mit einem echten Wiener Knix auf den Onkel zu und sprach: „Meine Herrschaften, der Kaffee ist serviert.“ Da war's wieder aus mit der Beichte und betrübt schlich der Knabe zu seinem Platz am Kaffeetisch. Prüfend strich er mit zitternder Hand über die goldbemalte Tasse. Der Kaffee war sehr

warm und ganz naß. Mit weinerlicher Geberde schob er die Tasse zurück und weigerte sich, zu trinken. Nichts half, weder Drohungen noch Bitten, weder das gütige Zureden des Onkels noch die strengen Worte des Vaters.

Ein Kind aber, das seinen Kaffee nicht trinken will, kriegt auch keinen Kuchen und der arme Knirps mußte mit heißen, feuchtschimmernden Augen zusehen, wie alle die schönen dreieckigen Stückchen Torte eines nach dem andern verschwanden. Doch der kleine Magen, nicht gewohnt, um vier Uhr vernachlässigt zu werden, begann knurrend sein Recht zu verlangen. Der Bube fuhr zusammen. Da, hatte es sich nicht geregt in seinem Innern? Und jetzt wieder, stärker und länger als das erstemal. Der Kern fing gewiß schon an zu wachsen. Hilfesuchend irrten des Kleinen Augen von einem zum andern. Dicke Tränen lösten sich schwer und langsam und rannen ägend über die erblaßten Wangen. Aber niemand hatte Erbarmen. Erziehung muß sein und ohne Kaffee keinen Kuchen.

Als die Kaffeeischlacht geschlagen war, saß Hugo bedrückt in einer Ecke und lauschte mit steigender Angst auf das seltsame Rumoren, das der beleidigte Magen anstellte. Und als der Junge, fast vergehend vor Furcht, sich nun auch weigerte, das schöne Gedichtchen herzusagen, das er zu Papas Geburtstag gelernt hatte und das wiederholen zu dürfen ihn sonst so stolz gemacht hatte, da waren die Eltern einig: der Junge troste, und zur Strafe mußte ihn das Kinderfräulein, das zur Vorbereitung des Abendbrotes eben nach Hause gehen sollte, mitnehmen mit dem strengen Befehl: Gleich ins Bett!

*

Als später die Mutter mit der brennenden Lampe an das Bettchen des Kindes trat, wäre ihren Händen fast das Licht entfallen. Der Knabe lag da mit weitgeöffneten, fieberglänzenden Augen und heißen, glühenden Wangen. Die zitternden Händchen tasteten ruhelos auf dem in Schweiß gebadeten Leibe umher, als suchten sie etwas. Die halbgeöffneten Lippen sprachen zusammenhängende Sätze, in denen die Worte Kirschbaum, Kuchen und Kaffee immer wiederkehrten.

„Hugo, mein Jungchen!“ schrie die Mutter auf. Aber der Knabe schien es nicht zu hören und schien die Mutter nicht zu kennen. Ruhelos glitten die Händchen hin und her und die fiebernden Augen starrten regungslos ins Weite.

Bald war der Doktor herbeigeholt und der treue, seelengute Mann saß sorgend und forschend an dem kleinen Bettchen. Ein Beruhigungsmittel hatte das hohe Fieber ein wenig

gefühlt und ein leiser Schlummer brachte dem armen Knirps Erquickung. Als er mitten in der Nacht aufwachte und mit staunenden Augen den guten Onkel erkannte, der sich forschend über sein Gesichtchen beugte, da schlang er die müden Arme um dessen Hals und flüsterte ihm ängstlich zu: „Ich hab' einen Kirschkern 'geessen und da wird ein großer, großer Baum draus und dann muß man sterben. Geh', lieber Onkel, hol' ihn wieder 'raus! Da ist er, fühlst du es?“

Und er führte des Doktors Hand an eine Stelle der Magenegend, wo der Kern unbedingt sitzen mußte. Wie Schuppen fiel es dem Onkel von den Augen.

„Soll ich ihn dir gleich heransholen oder willst du bis morgen warten?“ fragte er den Knaben.

Der flehte mit allen Zeichen tödlicher Angst: „Gleich, gleich, lieber Onkel, gelt!“

Der Doktor begab sich ins anstoßende Zimmer, wo Vater und Mutter mit bangen Blicken an seinen Lippen hingen. Dann kehrte er mit einem Kirschkern in der hohlen Hand zurück, trat wieder an das Bettchen, und nun begann die schwierige Operation. Mit beiden Händchen mußte der Knabe seinen Leib just dort, wo er den Kern so sicher spürte, zusammenpreißen. Der Onkel half kräftig drücken und schob seine Hände nach und nach immer höher und höher, stets fragend, ob der Kern auch mit hinaufglitt. Manchmal verneinte der kleine Mann und man mußte vorsichtig einige Finger breit zurückgehen. Schließlich aber hielt man glücklich am Halse.

„Jetzt paß auf, mein Junge,“ sagte der Doktor, „jetzt muß der Kern durch den Hals, das tut ein klein, klein wenig weh. Halte du nur ganz fest, sonst fällt der Kern wieder in den Magen hinab. So! Und nun halte ganz still!“

Damit führte der Onkel Doktor seine linke Hand mit dem Kirschkern an das ängstlich geöffnete Mündchen, während die rechte Hand, mit festem Griff nach oben drängend, den Hals ein bißchen zusammenpreßte, so daß dem kleinen Mann auf Sekunden Hören und Sehen verging.

„Nun puste mal fest heraus!“ rief jetzt der Onkel mit einem Ton in der Stimme, als habe er die schwierigste Operation glücklich vollbracht.

Hugo pufete und der böse Kern schlug mit lautem Klang gegen den kleinen Spiegel, den ihm der Onkel vor den Mund hielt. Das schwere Werk war gelungen.

Im Nebenzimmer aber gab es, als Hugo unter Lachen und Weinen sanft eingeschlummert war, noch eine ernste

Szene. Der Vater warf seine umfangreiche Literatur über Zimmeraquarien in die hinterste Ecke seines Bücherchranks, die Mutter aber, die wie betäubt dafuß, versprach unter strömenden Tränen, die Kinder niemals wieder „unter Vorpiegelung falscher Tatsachen“ erziehen zu wollen.



Der hohe hygienische Wert der Fußwanderungen.

Von Dr. Otto Gottbilsf.

(Nachdruck verboten.)

„Es würde alles viel besser gehen, wenn man mehr ginge,“ sagt der große Tourist und Dichter Seume in seinem „Spaziergange nach Syrakus“. Dies Wort gilt namentlich in gesundheitlicher Beziehung. Die bedeutendsten medizinischen Autoritäten stimmen mit den sogenannten Naturärzten darin überein, daß Fußwanderungen einen überaus hohen hygienischen und heilenden Wert haben. Beim Wandern wird die Widerstandskraft des Körpers gegen künftige Erkrankungen und die Spannkraft des Geistes bedeutend erhöht; es bildet das beste Vorbeugungsmittel gegen Krankheit und Siechtum. Dazu ist nun keineswegs notwendig, daß man der Alpen Gipfel erklimmen muß. Dieser Sport artet sogar oft zu einem unsinnigen Jergentum aus, bei welchem die Körperkräfte überanstrengt und das Leben leichtsinnig aufs Spiel gesetzt wird. Freilich gewährt Bergsteigen alle hygienischen und sanitären Vorteile des Fußwanderns in noch höherem Maße als Marschieren in der Ebene, aber es darf nicht übertrieben werden. Am empfehlenswertesten in gesundheitlicher Beziehung ist entschieden ein nur mäßiges Bergsteigen. Aber auch wer hierauf aus Mangel an Geld verzichten muß, möge sich doch ja die großen hygienischen Vorteile längerer Touren nicht entgehen lassen, sondern entweder einmal wochenlang oder öfters tagelang durch Wälder und Felder marschieren. Wer auch nur vierzehn Tage hintereinander selbst in der traurigsten Gegend über Felder, Hügel, Wiesen und Wälder wandert, hat für die Erfrischung seines Geistes, für die Kräftigung seiner Nerven, für die Gesundung und Widerstandsfähigkeit sämtlicher Körperorgane weit mehr getan, als wer ein vierwöchentliches Schlarraffenleben in einem Lurusbade führt.

Vor allem ist bei längeren Touren von großem Nutzen der beständige Aufenthalt in frischer, freier Luft. Die Lungen, welche daheim, namentlich im Winter, recht oft die zweifelhaftesten Luftmischungen einatmen müssen, erhalten jetzt stets eine fast kohlenstofffreie, sauerstoffreiche Luftspeise. Der größte Vorteil aber liegt in folgendem: Wer sich, wie die meisten Städter, nicht körperlich anzustrengen braucht, nimmt für gewöhnlich bei jedem Atemzuge nur in einem geringen Teile seiner Lunge neue Luft auf, während in dem ganzen anderen Teile die alte ausgenutzte, schlechte Luft verbleibt. Dadurch wird nun nicht nur den roten Blutkörperchen weniger von ihrem Nährmaterial, dem Sauerstoff, zugeführt — blasser Farbe der Stubensitzer — sondern die vielen untätigen Lungenbläschen schrumpfen, besonders an den Lungen spitzen, allmählich ein, werden widerstandsunfähig und bilden dann einen gefährlichen Nährboden für alle krankheitserregenden Mikroorganismen, wie diejenigen der Lungenentzündung, Schwindsucht usw. Deshalb nehmen auch alle Lungenkrankheiten, vom einfachsten Spizentatarh bis zur schwersten Tuberkulose, meist in den Lungenspitzen ihren Anfang.

Soll nun den Krankheitserregern dieses günstige Ansiedlungsfeld entzogen werden, so muß man auch die Lungenbläschen in den Spitzen ventilieren und in Tätigkeit setzen, was am besten durch langanhaltendes Marschieren geschieht. Denn plötzlich und auf einmal, etwa durch recht tiefes Atmen, läßt sich dies keineswegs erreichen. Denken wir uns die Lunge wie einen (trockenen) Schwamm, dessen äußerste Poren an der Spitze mit Leim zusammengeklebt sind. Legen wir nun den Schwamm in Wasser, so saugen sich zwar die freien offenen Poren sofort voll Wasser, aber die verklebten nehmen nur ganz allmählich, meist erst nach längerer Zeit, eine nach der andern das Wasser in sich auf. Ähnlich verhält es sich mit der Lunge. Während beim gewöhnlichen Atmen in körperlicher Ruhe nur die normalen offenen Lungenbläschen sich mit neuer Luft füllen, saugen bei körperlicher Bewegung in Folge des tieferen Atmens nach und nach immer mehr der vorher untätigen, meist verklebten Lungenbläschen Luft auf, und zwar von Stunde zu Stunde, von Tag zu Tag mehr. Man merkt dies auch beim Wandern ganz gut. Am ersten Tag leiden die Stubensitzer meist an Luftmangel, sie müssen immer einmal tief einatmen, die Brust scheint ihnen zu eng, weil eben für den Mehrverbrauch an Sauerstoff noch nicht genug Lungenbläschen in Tätigkeit getreten sind; aber von Tag zu Tag bessert sich dies, die Lunge scheint immer weiter

zu werden, die Brust immer freier. Also ist länger fortgesetztes Wandern die beste Lungengymnastik und bildet das erfolgreichste Mittel zur Gesundung der Lunge und zur Vorbeugung gegen die vielen gefährlichen Lungenerkrankungen.

Noch ein anderes äußerst wichtiges Organ unseres Körpers zieht aus größeren Fußtouren sehr viel Nutzen: das Herz. Mit dem Herzmuskel verhält es sich ebenso wie mit den übrigen Muskeln des Körpers: je mehr Arbeit dieselben leisten, um so kräftiger und fettarmer werden sie. Wie man nun aber z. B. die Armmuskeln nicht auf einmal durch Heben von schweren Gewichten stark machen kann, sondern dazu regelrechte, tagtägliche Armarbeit (auch Hanteln) ausüben muß, ebenso kann der Herzmuskel nur allmählich gekräftigt werden. Auch dies merkt man beim Wandern. Touristen mit „schwachem Herzen“ bekommen in der ersten Zeit, besonders beim Bergsteigen, infolge von Ueberanstrengung des Herzens sehr leicht Herzklopfen. Zur Beseitigung desselben genügt übrigens zeitweiliges Stehenbleiben. Wenn sie aber mehrere Tage marschiert sind, hört das Herzklopfen auf, der Herzmuskel hat sich gekräftigt und ist nun imstande, die durch die stete körperliche Bewegung vermehrte Arbeit der beschleunigten Blutzirkulation zu leisten.

Infolge von Herzschwäche staut sich auch leicht das Blut im Venensystem an, wodurch Schwellungen und Entzündungen entstehen, indem, ähnlich wie ein gestauter Bach aus seinem Bett über die benachbarten Gefilde sich ergießt, das Blutwasser aus den Venen in das umliegende Gewebe und die Körperhöhlen eindringt. Wird nun durch längeres Marschieren das Herz gekräftigt und seine Tätigkeit vermehrt, so erhöht sich auch bedeutend seine Saugkraft und es vermag das in die Gewebe ausgetretene Wasser wieder aufzusaugen. Unterstützt wird das Herz hierbei noch durch das beim Wandern eintretende starke Schwitzen und durch die Steigerung der Nierenabsonderung, wodurch viel Wasser und die Abfallprodukte des Stoffwechsels ausgeschieden werden. Daher bilden auch für alle derartige Leiden, zur Heilung und Vorbeugung, längere Fußtouren das beste Mittel.

Auf also, das Känzlel gechnürt und hinausgewandert in die freie Gottesnatur, den ewigen Gesundbrunnen für Körper und Geist; aber nicht nur öfter einige Stunden, sondern womöglich einmal für mehrere Wochen hintereinander. Das verleiht dem Körper Gesundheit, Widerstandsfähigkeit und jenes Kraftgefühl, welches den Kampf mit den Schwierigkeiten des Lebens erleichtert und die wesentlichste

Basis einer gefunden Heiterkeit des Geistes bildet! Wie sagt Goethe? „Die frische Luft des freien Feldes ist der eigentliche Ort, wo wir hingehören. Es ist, als ob der Geist Gottes den Menschen unmittelbar anwehte und eine göttliche Kraft ihren Einfluß ausübte!“



Der geliebene Onkel.

Ein Radlerinnenhumoreske von **

Blutrot ging die Sonne hinter den dunklen Föhren am Ufer der Moldau unter. Alles war Glut und Glanz, Feuer und Flamme. Leise strich der Wind über das Wasser und bewegte die Nester der Wacholderbüsche an den grauen Felsen, so daß Tausende von kleinen Blütensternchen herabfielen. Ringsherum war der Boden weiß davon und wie Schneeflöckchen hoben sie sich von den dunklen Kleidern der drei Mädchen ab, die hier im Schatten lagen.

„Jetzt wird es aber Zeit,“ meinte die eine und hob etwas den Kopf, um nach der kleinen Uhr zu sehen, die sie aus dem Gürtel zog. „Wir müssen wirklich fort.“

„Oder auch nicht,“ murmelte die andere und schob ihre zusammengerollte Tade noch einmal bequem unter den Nacken. Auch bei der Dritten schien der Vorschlag keinen Anklang zu finden. Sie schüttelte kaum merklich den Kopf und blieb regungslos mit über den Knien gefalteten Händen sitzen. Nur ihre Augen gingen hin und her, den Mauerseglern folgend, die sich über dem Wasser jagten. Ein stärkerer Windstoß schwenkte die schweren weißen Blütendolden hin und her.

„Bäumchen, Bäumchen, schüttle dich, wirf Gold und Silber über mich!“ murmelten ihre Lippen, dann lehnte sie sich gegen die Felsenmauer und ihre Augen schlossen sich.

Und jetzt sollte man nach Hause, wo es sich hier so herrlich träumen ließ von Ruhm und Reichtum, Erfolg und Ehre. Die Wirklichkeit würde immer doch früh genug kommen und die Erinnerung daran, daß sie alle drei einen Hausschlüssel hatten und daß sie morgen spätestens um 6 Uhr früh schon mit ihrer Geige vor dem Notenpult stehen mußte, um das wieder einzuholen, was sie am heutigen schönen Tage versäumt hatte. Und nebenan würde Hermine mit zugehaltenen Ohren endlose Reihen von Vokabeln lernen und Emma würde die Muskulatur des Kleinfingerballens repetieren oder hinter die Beziehungen der Hautoberfläche zum Knochenbau zu kommen suchen.

Zum dritten Male legte nicht weit von ihnen der kleine Dampfer an, der alle Viertelstunden den Verkehr mit dem Restaurant am anderen Ufer — auf der Sazawa — vermittelte.

„Jetzt ist es aber wahrhaftig Zeit, Kinder,“ rief Emma und sprang auf. „Wir wollen doch noch durch den Park hummeln und auf der Bahn müssen wir auch zeitig sein, denn wir müssen noch Karten für uns und die Räder haben. Uebrigens, wer borgt mir zwei Kronen?“

„Ich jedenfalls nicht,“ sprach Hermine und rollte sich auf die andere Seite. „Bezahle du nur ruhig selber!“

Statt einer Antwort griff das junge Mädchen in die Tasche, zog ihr Geldtäschchen heraus und kehrte es um. Eine kleine Nagelfeile und zwei Heller fielen in die ausgestreckte Hand.

„Und dann ladest du uns im Restaurant zu Kaffee und Kuchen ein und gibst noch ein reichliches Trinkgeld!“ rief Emma entrüstet und richtete sich auf. „Die mitgebrachten Butterbrote und die Limonade hätten doch vollkommen genügt.“

„Ich wollte eben einmal grobkun und außerdem bekomme ich noch drei Kronen von dir.“

„Heute aber sicher nicht.“

„Wird dir wohl nichts anderes übrigbleiben, mein Süßes,“ lachte Hermine sorglos und setzte den Hut auf. „Einmal muß der hübsche Behtronenschein, der mich eben noch so anlachte, doch an die Vergänglichkeit des Irdischen glauben?“

„Der Behtronenschein? Wenn ich dir damit dienen kann, bitte sehr!“

Sie holte mit spitzen Fingern den besagten blauen Lappen aus der Seitentasche des länglichen Portemonnaies, faltete ihn auseinander und hielt eine Reihe schwarzer Stednadeln, Nähnadeln und eine kleine Schere in die Höhe.

„Wie kann man nur mit einer so geschmacklosen Schwindelei herumlaufen,“ ereiferte sich Hermine. „Na, dann muß Rosa wieder dran glauben und für uns an der Kasse der nicht pumpenden Eisenbahn das nötige Kleingeld erlegen.“

„Ich? Wenn du dich da bloß nicht schneidest.“

„Sei gut, Kleines, wir wollen uns auch wirklich bessern,“ bat Hermine. „Du wirst uns doch nicht auf dieser verlassenen Küste verkommen lassen.“

„Ich habe doch selbst nicht einmal ganz genug,“ kam es kleinlaut heraus. „Ich dachte, Ihr würdet wohl fünfzig Heller für mich auslegen können.“

„Rosa, Rosa, du willst doch nicht sagen, daß du keine zwei Kronen mehr hast, du Seele der Sparsamkeit!“

„Mein Tennisrod, die grauen Schuhe und die Leinenbluse

haben wohl nichts gekostet? Ich sage Euch, das ging durch Kronen und Seller. Uebrigens“, setzte sie energisch hinzu und wurde ganz rot, „geht Euch das gar nichts an. Ich habe doch schließlich nicht nötig, Euch immer und immer aus der Klemme zu helfen.“

„Nun schlägt's dreizehn,“ rief Hermine und lehnte sich, wie Halt suchend, an die Mauer. „Das Kleindchen wird borstig.“

„Recht hat sie eigentlich. Immer muß sie herrücken; sie ist doch schließlich keine Pumpstation,“ meinte Hermine begütigend. „Aber nun laßt uns mal überlegen, wie wir von dieser einsamen Rüste unsere Gemächer erreichen.“

„Wir müssen eben den ganzen Weg mit den Rädern fahren,“ riet Rosa.

„Nun tu' mir aber den Gefallen,“ jammerte die etwas bequeme Hermine. „Ohne Laterne geht noch dreißig Kilometer.“

„Dann werden wir wohl hier übernachten müssen. Da, auf den Graben abonniere ich.“

„Wie kannst du nur noch dumme Witze machen,“ rief Emma vorwurfsvoll. „Vielleicht können wir uns im Restaurant Geld leihen und dafür ein Rad als Pfand lassen?“

„Und dann zu Fuß zur Station gehen und ankommen, wenn der Zug schon eine Stunde fort ist, was? Wenn wir nur eine Menschenseele hier kennen würden?“

„Es muß hier im Ort eigentlich ein Onkel von mir wohnen,“ meinte Rosa nachdenklich. „Mutter sagte neulich, daß ich ihn doch einmal aufsuchen möchte.“

„Emma,“ schrie Hermine begeistert, „Rosa hat einen Onkel hier, wir sind fein 'raus. Wo wohnt er denn? Wie heißt er? Rind, warum sagst du das nicht gleich?“

„Ich kenne ihn ja gar nicht,“ sagte Rosa zögernd. „Das geht doch nicht, daß wir Geld von ihm borgen.“

„Geht nicht?“ rief Emma im höchsten Diskant. „In der Not frißt der Teufel bekanntlich Fliegen, also kann eine Nichte auch ihren bis dahin unbekannten Onkel um ein Darlehen bitten.“

„Nein, das kann ich nicht,“ sagte Rosa erregt, „ganz wahrhaftig nicht.“

„Na, nun weine bloß nicht gleich,“ rief Emma. „Wenn du es nicht tust, dann tue ich es.“

„Du?“ sagte Rosa entsetzt. „Es ist ja gar nicht dein Onkel.“

„Nun rede, bitte, kein Blech! Habe ich dir nicht schon oft gesagt, ich liebe dich wie eine Schwester? Jetzt adoptiere ich dich als solche. Wo du hingehst, da will ich auch hingehen; wo du bleibst, bleibe ich auch. Dein Onkel ist mein Onkel und...“

„Nun haltet Euch bloß nicht bei der Vorrede auf!“ unter-

brach Herminie. „Es bleibt uns ja gar nichts anderes übrig.“

„Meinetwegen,“ nickte Rosa.

Dann mußten sie alle drei lachen.

„Rosa muß doch immer borgen, das ist nun mal ihr Schicksal; ich sogar ihren Onkel.“

Während Emma noch schnell über die neue Verwandtschaft aufgeklärt wurde, packten sie ihre Sachen zusammen und schnürten sie auf die Räder. Es war noch keine Viertelstunde vergangen, als die drei Mädchen vor einer Gartenpforte standen. Ein paar Schritte davon, mitten auf dem Rasen, stand ein alter Herr, der also nach Aussage des Postboten und einiger Straßenkinder Herr Josef Rosenzweig war, der Vetter von Rosas Mutter.

„Nun, Rosa, wie ist's?“ flüsterte Emma. „Willst du nicht doch lieber selbst gehen?“

„Nein, nein,“ drängte diese, „geh' bloß schnell!“

Mit einem energischen Ruck öffnete das junge Mädchen die Pforte. Der weiße Rasen dämpfte ihre Schritte, so daß sie dicht hinter dem alten Herrn stand, ohne daß er es bemerkte. Er rauchte auch eine lange Pfeife und bog nach jedem Zuge einen Baumzweig, über den er blies.

Herr Josef Rosenzweig?“ fragte Emma leise.

Der Angeredete drehte sich um, wobei sein großer Strohhut sich an einem hervortretenden Zweige versing und zu Boden fiel. Emma hob ihn auf und reichte ihn mit ihrem gewinnendsten Lächeln hin.

„Herr Rosenzweig?“ fragte sie noch einmal.

„Nun ja, der bin ich. Was soll ich?“

Es klang nicht gerade sehr ermutigend.

„Vielleicht ist es Ihnen bekannt, daß eine Nichte von Ihnen . . . die Tochter von einer Nichte . . . Rosa W. . .“

Die Situation war selbst für die lustige Emma nicht ganz gemütlich. Sie warf einen flehenden Blick zur Gartenpforte, über der Rosas Gesicht zum Vorschein kam. Aber anstatt ihr zu Hilfe zu eilen, wandte sie sich unbarmherzig ab.

„Nun, was weiter?“ fragte Herr Rosenzweig.

Emma raffte sich zusammen; hatte sie A gesagt, wollte sie auch B sagen. „Diese Nichte, diese Rosa W. bin ich,“ sagte Emma und streckte dem alten Herrn herzlich beide Hände hin.

„Nicht möglich!“ rief er erstaunt. „Rosa, Josefinsens kleines Mädchen! Ja, natürlich habe ich von dir gehört, mein Kind.“ Dann glitt sein Blick zur Pforte. „Und die andere da draußen?“

„Meine Freundin, zwei Freundinnen sogar. Dürfen sie herkommen?“

„Aber gewiß, bringe sie nur her,“ sagte Herr Rosenzweig freundlich und beobachtete mit Interesse die beiden Mädchen, die langsam den Gartenpfad entlang kamen.

„Sie sehen müde und erhitzt aus,“ meinte er und sah Rosa aufmerksam an. Sie wurde rot wie eine Rose auf dem Beet.

„Wir sind auch den ganzen Tag unterwegs gewesen,“ entwortete Emma statt ihrer. Sie war nicht sicher, ob Rosa in ihrer Verwirrung nicht eine Dummheit begehen würde.

„Eben sind wir dann auch sehr schnell vom Flusse hieher gefahren, denn es war später geworden, als wir dachten. Aber weil wir in der Nähe waren, da dachte ich, daß Mutter...“

Rosa war hinter den Rücken des Onkels getreten und nidte heftig.

„... daß Mutter gern wieder einmal von Ihnen, von dir, meine ich, hören würde.“

„Ja, ja,“ murmelte Herr Rosenzweig nachdenklich und nidte. „Also Röschen, Josefinens Töchterchen, die ja wohl, wie ich hörte, Musik studiert?“

Emma nidte. Wenn er bloß nicht Geige spielt oder eine im Hause hat. Wenn er sie aufforderte, ihm vorzuspielen, dann kam es zur Katastrophe, denn Emma war unmusikalisches, so daß sie nur schwer das „Gott erhalte“ von „Mein Oesterreich“ unterscheiden konnte. Jedenfalls mußte ein weniger persönliches Thema angeschlagen werden.

Hermine war inzwischen weiter in den Garten gegangen. „Wie wunderschön es hier ist,“ rief sie begeistert, „und was für eine reizende Wohnung Sie gleich neben dem Tempel haben!“

„Ja,“ sagte Herr Rosenzweig, „es ist recht nett.“ Dann schien er sich auf die Pflicht seinen Gästen gegenüber zu besinnen. „Wir wollen nun aber hineingehen, es ist schön kühl drinnen und die jungen Damen können sich etwas ausruhen.“

Emma ging mit ihm voran und zeigte soviel Interesse für alles, daß er sie im ganzen Hause herumführte. Dabei wußte sie so lustig zu plaudern und so launig von ihrem gemeinsamen Leben und den Studien vom Konservatoriumhösraum zu erzählen, daß die Zeit im Fluge verging. Die Abenddämmerung, die sich im Zimmer verbreitete, erinnerte sie auf einmal mit Schrecken, daß es nun aber an der Zeit war, auf den eigentlichen Zweck ihres Besuches zu kommen. Geschickt wußte sie es anzubringen, daß nicht nur Studenten, sondern auch ihre weiblichen Kollegen meist keinen Ueberfluß an Kleingeld hätten, und schließlich schilderte sie so humorvoll, wie sie alle drei an den Ufern der Moldau geseßen, wie einst Jeremias seligen Andenkens auf den

Trümmern von Jerusalem, so daß der alte Herr sich köstlich amüsierte und in die Tasche griff.

„Nun sag' aber einmal, Kind, was hättet Ihr denn gemacht, wenn nicht zufällig so ein alter Onkel handlich zur Stelle gewesen wäre?“

„Das weiß ich wahrhaftig nicht,“ sagte Emma überzeugungsvoll. „Jedenfalls danke ich dir tausendmal, lieber Onkel Josef.“

Dann nahmen sie Abschied. „Mutter wird sich sehr freuen, wenn sie von dir hört.“ versicherte Emma.

„So, glaubst du?“ lächelte der alte Herr. „Dann grüße sie von mir und bestelle ihr, daß ihre Tochter ein liebes, tapferes Mädchen wäre. Was aber die junge Dame anbetrifft“ — er deutete auf Rosa — „so möchte ich sie bitten, ihrer Mama einen herzlichen Kuß zu überbringen.“

Mit unschuldigster Miene sah er in die verblüfften Gesichter der drei jungen Mädchen. Dann lachte er hell auf und klopfte Emma auf die Schulter. „Du hast deine Sache gut gemacht, Kind, sehr gut sogar. Und ich möchte meine liebe Nichte bitten, den alten Onkel auch weiter noch als solchen anzuerkennen, wenn sie mich einmal wieder besucht. Dazu kannst du ja überdies nichts dafür, daß die da geradezu das Ebenbild ihrer Mutter ist. So sah Josefine aus, als ich sie zuletzt sah, und mit denselben ängstlichen Kinder Augen sah sie in die Welt. Und scheu war sie wie ein Vögelchen, gerade wie die da. Nun aber schnell,“ drängte er und öffnete die Tür, „sonst fährt Euch der letzte Zug noch davon.“ — —

Der Abfahrtspfiff ertönte, als die drei jungen Mädchen atemlos ins nächste Coupé geschoben wurden.

„Kinder, was sagt Ihr nun? Ich hätte nicht gedacht, daß wir heute noch im Zuge saßen,“ rief Emma.

„Ich sage, daß Rosas Onkel der entzückendste Mensch ist, den es gibt,“ antwortete Hermine; „und wenn Ihr nicht derselben Meinung seid, dann borge ich mir ihn aus und geb' ihn nicht wieder her.“



Der erste Jahresbericht

der Talmud-Thora-Schule in Prag ist beinahe ein Ereignis. Obgleich diese Schule seit mehr als fünfzig Jahren besteht, haben gleichwohl nicht alle Juden Prags von ihrem Dasein gewußt. Und nun erscheint ein Jahresbericht, der nicht allein durch den gediegenen Aufsatz von Herrn Direktor H. Brody sich auszeichnet, sondern auch durch die Daten, die er liefert, die vollste Aufmerksamkeit verdient.

Die Schule besuchten zu Beginn des Jahres 425 Kinder, davon verblieben bis zum Schlusse 378, also eine respectable Ziffer. Es gibt an dieser Schule acht Klassen, mit der Selekt der obersten sogar neun. Der Lehrkörper besteht aus elf Lehrkräften, darunter Männer von tiefem und gediegenem Wissen. Es ist nunmehr diese Schule, die überdies in einem eigens zu diesem Zwecke errichteten Neubau untergebracht ist, eine Anstalt, die der Gemeinde nur zur Ehre gereichen kann.

✂ Aus unserem Leserkreise. ✂

Der ewige Krieg.

Es gab schon der Menschen viele auf der großen Erde, Adam und Eva waren schon gestorben, als die Tiere, die Urbewohner unseres Weltkörpers, in einen Rat zusammentraten, in welchem sie beschloßen, sich nicht weiter von ihren Abkömmlingen verdrängen zu lassen. Auch wollten sie es versuchen, ihren ursprünglichen Besitz zurückzuerobern und sich an den Zweifüßlern blutig zu rächen. Zum Könige, sowie zum obersten Heerführer wählte man einstimmig bis auf Meister Fuchs, den Bären, und Meister Heggim, den Wolf, die lieber sich selbst hätten Ihre Majestät titulieren lassen den Löwen. Dieser ging seinen Scharen mit leuchtendem Beispiel voran. Ja, der Bär und der Wolf gestanden dies und fügten sich sogar seinen Anordnungen. Nun wurde durch Herrn Fuchs, der verkörperte List, die Kriegserklärung an die Menschen gesandt. Und schon wüthete der Kampf. Es war ein haarsträubendes Gemetzel. Die besiegten Tiere wurden stets begraben, die besiegten Zweifüßler dagegen unbarmherzig von ihren Ueberwältigern gefressen. Der Mensch stuzte anfangs, später jedoch ahmte er seinen Gegnern nach.

Es mochte um die Mitte des Monates Januar sein, als die Menschen einen riesigen Büffel erlegten. Der wurde nun gebraten und in soviel Stücke geschnitten, als es Menschen gab. Unter feierlichen Klängen der damaligen Musik bekam ein jeder seinen Teil. Wie staunten sie alle, als sie verkosteten und das Fleisch herrlich schmeckend fanden. Nun jagten sie mit doppelter Lust die Tiere, töteten und verzehrten sie.

Schon kurze Zeit nachher baten die Gegner um Frieden und verlangten bloß eine kleine Fläche der großen Erde zum Besitz. Allein der Mensch willigte nicht ein; das Fleisch der Tiere war zu seiner Lieblings Speise geworden. Und so leben wir noch bis heute mit den meisten Tieren im Kampfe.

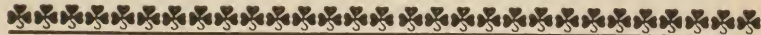
Hans Wegler, stud. real. III., Bgl. Weinberge.

Zum Übersetzen.

נָטַף Tropfen	עָשָׂה machen
נָשָׂם Regen	מְעַט wenig
דָּךְ Doch	רַב (רָב) viel
אֶבֶן (אָבֶן) Stein	עִם mit; אַף auch

מְעַט עִם מְעַט יַעֲשֶׂה רַב,
אֶף נָטַף נָשָׂם יַעֲשֶׂה דָּךְ בְּאֶבֶן.

Die Übersetzung der hebräischen Aufgabe aus Nr. 13 lautet:
Mancher geht aus um (Wolle) zu scheeren und kehrt geschoren
nach Hause.



Rätsel

Im Himmel ist ein Ding,
Auch ist es doppelt in der Hölle;
Der Meister hat es nicht,
Doch hat es doppelt der Geselle;
Der König hat es nicht,
Wohl aber die Soldaten.
Wer doch dieses wird erraten?

Mit ך muß es das Vöglein bauen,
Mit ן dient es zum Rauen,
Mit ב ist es ein Menschenkind.
Und glücklich ist, wer's mit ך gewinnt.

Rätsel=Auflösungen.

Rätsel=Auflösungen aus Nr. 13.

Heute — Heute — Heute.

Hochmut.

Kerze — Kürze.

Der Pinsel.





**Moderne Herren-
und Knaben-Garderoben**

billigt bei

Max Löbl, Prag II.

Wenzelsplatz 792 Café Metropole

Provinzanzträge
werden aufs sorgfältigste ausgeführt





Inhalt:

König Salomon und der Sperling. — Der Edelstein. — Das schlechte Zeugnis (Illustration). — Legenden vom Propheten Eliahu. — Der verfluchte Kirschkern. — Der hohe hygienische Wert der Fußwanderungen. — Der geliebte Onkel. — Der erste Jahresbericht. — Der ewige Krieg. — — — Zum Uebersehen. — Rätsel. — Rätsel-Auflösungen. — — —

Für die Eltern.

Schlussätze aus dem Jahresberichte der Salmonds-Thoras-Schule in Prag.

Wahrlich, es ist die höchste Zeit, daß der ernstdenkende Teil der Juden endlich, endlich einsehen lerne, daß die ewige Krittellei unnütz, daß bloße Klagen und Anklagen fruchtlos seien. Der fortschreitenden Entfremdung, die wir beklagen, der Kälte und Gleichgültigkeit, der Treulosigkeit und offenen Fahnenflucht, die den Gegenstand unserer steten Sorge bilden und die für die Zukunft des Judentums in diesem Lande das Schlimmste befürchten lassen, kann nur wirksam begegnet werden, indem wir unseren Kindern eine Liebe, Achtung und Verehrung erzeugende, ausreichende Kenntnis des Judentums vermitteln, indem wir dafür Sorge tragen, daß die jungen Juden die Fähigkeit besitzen und das innige Herzensbedürfnis empfinden, auch dann noch, wenn sie die Schule verlassen haben und als reife Männer im Leben stehen, die Urkunden des Judentums zu lesen, immer mehr mit ihrem Inhalte sich vertraut zu machen, immer tiefer in ihren Geist einzudringen, immer klarer und schärfer Sinn und Bedeutung ihrer Lehren zu erkennen und sie überzeugungstreuen zu betätigen. Diese Aufgabe haben wir uns gestellt: laßt sie uns, jüdische Eltern, an Eueren Kindern erfüllen!

Die Volksvorschußkassa in Prag, Königshofergasse Nr. 12.

Genossenschaft mit beschränkter Haftung

gewährt Personal-, Eskompt- und Faktuven-Kredit, nimmt Spareinlagen entgegen und verzinst sie mit $4\frac{1}{2}\%$. Ist Zahlstelle der jüdischen Colonialbank in London für Böhmen, deren Aktien daselbst für je 1 Kfl. zu haben sind. Die fälligen Coupons dieser Aktien werden daselbst honoriert.

Zentral-Verschleißstelle der Nationalfondsmarken für Böhmen.

***** 400.000 K Garantiefond. *****

Verkauf von Losen auf Karten zu den druckbar kulantesten Bedingungen.

Frankfurter Lebensversicherungs-Gesellschaft

Frankfurt a. M.

Vermögen Mk. 60,000.000. Bestand: 31.000 Polizen Mk. 170,000.000.

Gegründet 1844.

„Nichts ist so unsicher wie das Leben, sicher allein ist der Tod!“

Jedermann ist es möglich, seinen Verhältnissen angemessen eine **Lebensversicherung** abzuschliessen.

So versichert ein kleiner Beamte, 30 Jahre alt, sein Leben zu Gunsten seiner Familie, oder wenn er ein Alter erreicht, auf K 4000.— und zahlt dafür K 25.— vierteljährig, oder ein Kaufmann auf K 10.000.— und bezahlt K 62.— vierteljährlich.

Dagegen ein Fabrikant oder Gross-Oekonom K 100.000.— für die er vierteljährlich ca. K 600.— zu bezahlen hätte.

Der ganze versicherte Betrag ist stets sofort, also gleich nach Bezahlung der ersten Rate fällig, oder falls er das 65. Lebensjahr erreicht.

Die „Frankfurter“ versichert nach allen möglichen modernen Kombinationen und hat in ihrem Plan eine in allen Teilen Ziffer für Ziffer garantierte

4^o/_o Kapitals-Anlage-Versicherung.

Ausserdem eine Kombination, wo 2 oder 3 Personen auf eine Polize versichern und wo das Kapital beim Absterben nur einer Person fällig ist, oder beim Erleben der älteren Person dieser Kompagnie.

Berechnungen und Auskünfte erteilt bereitwilligst und kostenlos die

General-Repräsentanz für Böhmen:

EM. REIMANN, Prag-I., Langegasse Nr. 17.

Handelsschule Wertheimer

Kontor zur Erlangung kaufmännischer Praxis.

Prag, Poříč 6.

- | | |
|--|-------------------------|
| I. Stiege: Direktorat und Sekretariat. | } alles im
I. Stock. |
| II. Stiege: Herrenscheule und Einjährig-Freiwilligen-Kurs. | |
| III. Stiege: Damenschule und Praktizierstube. | |

XXXV. Unterrichts-Jahrgang

auf Grundlage von 18jähriger Geschäftspraxis.

Begründer des individuellen Einzelunterrichtes.

— Damenkurse in abgesonderten Räumlichkeiten. —

Kursdauer nur vom eigenen Fleiße des Lernenden allein abhängig.

Eintritt und wirklicher Beginn täglich.

Kostenfreie Stellenvermittlung.

Tausende von Absolventen in guter Stellung, Hunderte von Dankbriefen sind ehrenvolles Zeugnis von gewissenhaftem, auf wirklicher Erfahrung beruhendem Unterricht.

Einjährig-Freiwilligen-Vorbereitungskurs.

Wir bitten unsere jungen Freunde, allerorten sich um die Verbreitung „Jung Juda's“ zu bemühen und wenn möglich, uns Adressen anzugeben, an welche wir Anichtsnummern versenden könnten.

Druck von Richard Brandeis in Prag.